

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Norddeutsche Reform. 1886-1896 13 (1896)

18.1.1896 (No. 3)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-1012702](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-1012702)



Satyrisches, humoristisch-lyrisches, kritisch-raisonnirendes Wochenblatt. Gegründet von Arnold Schröder.

Nr. 3.

Sonnabend, den 18. Januar 1896.

13. Jahrgang.

Preis vierteljährlich Mk. 1, durch die Agenturen, die Post oder den Buchhandel Mk. 1,25. Expedition: Oldenburg i. Gr., Saarenstr. 56.
 Inserationspreis 40 Pfg. die 4gespaltene Petitzeile.

An die verehrten Leser!

Als wir vor gut $\frac{3}{4}$ Jahren nach dem Tode des Begründers der „Nordd. Reform“ dieselbe gemeinschaftlich mit Herrn H. Bültmann übernahmen, glaubten wir, das Blatt, welches bei Lebzeiten des sel. Arnold Schröder noch einen ansehnlichen Abonnentenstand aufwies, über Wasser halten zu können. Daß uns dies nicht leicht sein würde, sahen wir ein: in dem Sinne, in dem der frühere Herausgeber, unabhängig von jedermann, dabei (wenn auch sonst durch und durch edlen Herzens) verbissener Welse, eifriger Gegner aller militärischer und namentlich preussischer Einrichtungen, stark hinneigend zu den am weitesten links stehenden Parteien, in diesem Sinne also konnten und wollten wir aus eigener Ueberzeugung nicht schreiben. Wir sagten uns: wenn es uns nicht möglich ist, das Blatt unter Ausscheidung anstößiger, für das weibliche Geschlecht gar nicht geeigneter Lektüre, ferner bei Vermeidung der ewigen Schimpfereien auf militärische u. Einrichtungen, zu halten, wir auf die weitere Herausgabe lieber verzichten. Der Erfolg blieb nicht aus. An 1000 Abonnenten, meist Sozialdemokraten, Welsen u., kündigten das Blatt sofort, von einem Quartal zum andern sprangen mehr Abonnenten ab, bis wir jetzt auf einem Abonnentenstand angelangt sind, dessen Erträgnisse die Herstellungskosten nicht mehr decken.

Um uns nun vor direkten Verlusten zu schützen und weil die „Nordd. Reform“ für uns keine Existenzfrage ist, stellen wir die weitere Herausgabe des Blattes ein und hört dasselbe mit dieser Nummer zu erscheinen auf. Wir behalten uns das Eigentumsrecht an dem Titel „Norddeutsche Reform“ vor.

Redaktion und Verlag der „Nordd. Reform“.

Seine Geschichte.

Novelle von Georg Persisch.

Käppen John Neelsen war das, was man einen alten Seebären nennt — knorrig, wetterhart. Er war, wie viele seiner Berufsgenossen, nicht sonderlich gut auf das Land, seine Menschen und seine Einrichtungen zu sprechen, trotzdem er nun schon seit Jahren nicht mehr zur See fuhr und sogar sesshaft auf dem trockenen Element gewesen war, daß er sich von seinen Ersparnissen ein kleines Häuschen außerhalb der Stadt nahe der Strommündung zugelegt hatte.

Von hier aus konnte er mit seinem guten Fernrohr die Schiffe weit, meilenweit verfolgen, wie sie fernher kamen und weithin gingen, über den blauen wogenden Ozean.

Er hätte sich so gern wieder einmal auf den Planeten heimisch gemacht — aber die Gicht! Das Gehen auf dem Lande wurde ihm schon blut-sauer, nun erst gar auf einem schaukelnden Fahrzeug.

Das Herz sah unserem alten Käppen sonst auf dem rechten Fleck. Es hatte unverrückbar immer da gesessen. Nur einmal war es nahe daran gewesen, in eine unrechte Lage zu kommen.

Noch jung hatte John Neelsen es durch Fleiß, Anstelligkeit und seinen offenen Kopf zum Steuermann auf einem Vollschiff gebracht. Dasselbe fuhr zwischen Hamburg und Iquique, drüben an der Westküste Südamerikas. Mit seinem Kapitän stand er auf bestem Fuße. Sie waren unbeschadet der Disziplin an Bord nahezu befreundet. So lange, bis Neelsen sein eigenes Schiffskommando erhielt, wollten sie auch zusammen bleiben.

Aber der Mensch denkt und der Gott Amor lenkt.

Dem Kapitän fiel es ein, sich während eines kurzen Aufenthaltes im Heimatshafen zu verlieben und die Heirat folgte bald der Verlobung in wenigen Wochen.

John Neelsen hegte Anfangs schwere Bedenken über diesen eiligen Schritt seines Vorgesetzten. Nach seiner Meinung taugte das Heiraten ganz und garnicht für einen Seemann und er hielt mit diesem seinem Räte nicht hinterm Berge, so lange noch zu raten war.

Der Käppen aber hatte dazu gelacht und erwidert, daß verliebten Leuten überhaupt nicht zu raten sei.

Das hatte der Steuermann schließlich auch eingesehen; und als er mit der schmucken Kapitänsfrau am Hochzeitstage ein Tänzchen gewagt und gefunden hatte, daß es sich gar leicht und lustig damit im Kreise herumdrehen lasse, da war er mit der Wahl seines Vorgesetzten und Freundes völlig einverstanden.

Mehr noch — die Augen des jungen Weibchen thaten's ihm an. So tief war das Meer nicht wie diese blanken, blizenden Dinger, die jeden so lieb und freundlich anschauten.

Und bald mußte er immer daran denken im Wachen und im Träumen.

Dann kam die Zeit heran, wo man wieder in See stechen mußte.

Der Rheber, ein jovialer Herr, erlaubte unserem Kapitän, sein Weibchen mitzunehmen. Wie freuten sich die jungen Leute, als ihnen diese unerwartete Botschaft wurde. Kaum weniger aber freute sich John Neelsen.

Bei herrlichem Wetter ging die Fahrt durch die Nordsee, den Kanal und dann quer durch den Golf von Biskaya hinein in das große Atlantische Weltmeer.

So kam man bei guter Fahrt nach einigen Monaten in Iquique an, löschte die Ladung, lud neue ein und nahm dann den Kurs heimwärts.

Der Steuermann hatte der Kapitänin, die ihm mit immer gleicher Freundlichkeit begegnete,

bis dahin in seiner schlichten Manier gehuldigt. Aber er fühlte es täglich mehr, daß es ihm fast unmöglich wurde, die Glut der Leidenschaft, die in ihm entfacht war, zu bändigen, daß sie nicht zur verzehrenden Flamme aufloderte.

Der Kapitän merkte von dem Allen nichts. Er lebte ganz seinem Berufe und dem jungen Glück an seiner Frau Seite. —

Man war auf der Rückreise in die sturmreiche, von allen Schiffen gefürchtete Gegend des Kap-Horn gekommen, als ein heftiger Orkan losbrach.

Eine schreckliche Nacht schwand langsam dahin, es folgte ein trüber Tag mit scharfem, böigem Ostwind, der die hohen, gischgekrönten Wellen in kurzen, wuchtigen Stößen dem Schiff entgegenwarf. Dasselbe würde der Wut der Elemente widerstanden haben, wäre es nicht plötzlich steuerlos geworden. Zu allem Unglück lockerte sich auch die Ladung und war trotz der angestrengtesten Bemühungen nicht wieder festzustauen.

Was nun kommen mußte, trat in wenigen Stunden ein. Das Fahrzeug prallte auf einen Felsen, wurde leck und sank rasch. —

Das erste Rettungsboot, das einen Teil der Mannschaft unter des Steuermanns Führung aufnehmen sollte, zertrümmerte an der Schiffswand; es blieb also nur das zweite für das Rettungswerk übrig.

Der Kapitän verließ als letzter sein Schiff, von dem man sich dann rasch entfernte, um die Küste zu gewinnen, die man in verschwommenen Umrißen vor sich liegen sah.

Bis auf etwa eine halbe Seemeile hatte man sie erreicht, als eine Riesenwelle das Boot hoch emporhob und dann in einen tiefen Meeresabgrund schleuderte. Eine letzte Anstrengung der Ruderer und des Mannes am Steuer, das Gleichgewicht zu halten — dann trieb das Boot ziellos.

Als John Neelsen sich als geschickter Schwimmer an die Oberfläche gearbeitet hatte, sah er sich um.

In unmittelbarer Nähe gewährte er ein Kleid, dann ein bleiches Antlitz, dessen Augen wie die einer Toten geschlossen waren.

Ehe der Körper wieder versank, hatte der Steuermann ihn ergriffen und hielt ihn, nur mit dem einen Arm vorwärtstrebend, über Wasser. Eine Anspannung aller Kräfte ließ ihn das Boot erreichen — nun hatte er einen Halt.

Ein Gefühl der Sicherheit überkam ihn, zugleich aber durchrieselte ihn ein Anderes, das ihn über die Gefahr, in der er schwebte, hinwegtäuschte. Er mußte sich und sie, er sie für sich retten.

Fest presste er die Ohnmächtige an sich. Dann aber erwachte wieder das Bewußtsein seiner kritischen Lage in ihm, dem er dadurch Rechnung trug, daß er die junge Frau mit dem Schawl, den sie um Kopf und Hals geschlungen hatte, an das Steuer band.

Da vernahm er einen leisen Schrei. Jemand, der auf ihn zuschwamm, rief seinen Namen. — Es war der Kapitän. —

Auch der wollte leben bleiben?

Er war sein Freund nicht mehr, er war sein Feind. Und für einen solchen Feind giebt es kein Erbarmen, nicht einmal Schonung.

Der Kapitän war jetzt so nahe herangekommen, daß ihn Neelsen bald mit dem ausgestreckten Arm erfassen konnte. Ein wilder Kampf tobte in des Steuermanns Brust. Sollte er ihn zurückstoßen? Niemand sah es, niemand konnte später wider ihn zeugen.

Als nun aber der Kapitän mit einem flehenden Blick Neelsen die Hand entgegenstreckte, da rang sich aus dem Dunklen in dessen Seele allmählich und doch siegreich der lichte Genius des Guten.

Alle drei wurden gerettet. Die Dankbarkeit, welche das junge Paar dem Steuermann zollte, kannte keine Grenzen. Es wurde ihm als über-große Bescheidenheit gedeutet, daß er dieselbe nicht nur abwehrte, sondern daß er auch, sobald sich die Gelegenheit bot, den persönlichen Verkehr mit den Glücklichen abbrach und späterhin jedes Zusammentreffen sorgsam vermied. —

John Neelsen ist alt geworden und jene sind es auch, wenn sie noch unter den Lebenden weilen. Ob sie sich aber noch so lebhaft seiner erinnern, wie er sich ihrer, ob sie nach wie vor jener Sturmnacht gedenken?

Des alten gichtkranken Käppens Blick wird weich, wärmer wird's ihm ums Herz, wenn er sich diese Frage zu beantworten sucht.



Eine unbehagliche Situation.

Kriegserinnerung von F. v. Wiede.

Um von Epinal nach Besoul zum vierzehnten Korps zu gelangen, mußte ich einen Landstrich passieren, der von unseren Truppen nicht ständig besetzt war und auf dem häufig jede Feldpostverbindung aufgehoben blieb. Es war eigentlich ein etwas sehr leichtsinniges Unternehmen, daß meine drei Gefährten, darunter zwei preussische Offiziere, die zu ihren Regimentern wollten, und ein alter, preussischer, 1849 in Baden gegen die Insurgenten invalide gewordener Major, der seinen verwundeten Sohn aufsuchte und ich nebst zwei Soldaten uns allein und ohne weitere Bedeckung von Epinal nach Besoul auf den Weg machten.

In einem Dorje Agrigoncourt machten wir Halt, um unsere Pferde zu füttern und selbst womöglich einen gehörigen warmen Imbiß zu nehmen. Unser Erscheinen hier mußte Aufsehen erregen, denn wir bemerkten, wie die Leute zusammenliefen, die Kinder und Frauen sich auf einen Haufen stellten und dann auch mehrere Männer aus den Feldern angelaufen kamen. Dabei — wie immer — finstere Blicke und wütende Gesichter, an die man aber schon in Frankreich so gewohnt ist, daß man nicht weiter viel mehr darauf achtet. In der ziemlich wohlhabigen Dorfschenke waltete eine stattliche, einst gewiß sehr hübsch gewesene Wirtin mit entschieden energischem Wesen; sie schien — wie dies in Frankreich so häufig der Fall zu sein pflegt — eine unbedingte Herrschaft im ganzen Hause zu üben. Auf unsere Frage, ob sie uns nicht etwas zu essen verschaffen könne, antwortete sie, ohne ihre übliche Gesinnung gegen uns sonderlich zu verbergen, sie habe keine Speisen, und wollte uns dann kurz den Rücken wenden. —

Schon wollten meine Gefährten mit kräftigen Soldatenflüchen dreinfahren und wo möglich mit Gewalt requirieren, doch beschwichtigte ich ihren Unmut und bat, mir die weiteren Unterhandlungen zu überlassen.

Bei einer Französin erreicht man mit Höflichkeit immer seinen Zweck und es giebt in Frankreich kein Weib, das sein Ohr einer Schmeichelei verschließt. Ich folgte also der Wirtin, ohne mich an ihre finstere Miene nur im mindesten zu kehren, in die Küche, sagte ihr Artigkeiten über die stattliche Wirtschaft, das hübsche Haus und vor allem über ihr eigenes Aussehen und wie über ihre 12—13jährige Tochter — in der That auch ein reizendes Kind — ganz der Mutter Ebenbild sei, wobei ich es — wie ich nicht leugnen kann — an einigen frivolen französischen Redensarten nicht fehlen ließ. Und siehe da: die finsternen Mienen der Frau erhellten sich immer mehr, sie ward freundlicher und redseliger, wir scherzten und lachten zuletzt, als wären wir seit Jahren die besten Freunde; und — was die Hauptsache war — wir hielten ein gutes Mahl, aus einem

gebratenen Huhn, Compot und Omelettes bestehend. Dabei war die Frau zuletzt sehr um unsere Sicherheit besorgt und sagte mir, daß die Bauern sich versammelt hätten, um uns gefangen zu nehmen oder bei einem etwaigem Widerstande sogleich zu töten. Und richtig, ein Haufe von 20 bis 30 Blousenmännern mit Spießen, Mistgabeln und teilweise auch Flinten bewaffnet, kam eben jetzt gegen das Haus gerückt. Jetzt aber war guter Rat teuer, eine Flucht unmöglich und Widerstand konnten wir sechs Mann, darunter nur zwei mit Gewehren, die übrigen mit Säbeln und mit Revolvern bewaffnet, nicht sonderlich leisten. Ich ging nun schnell den Blousenmännern entgegen und fragte, was sie wollten und als mein Schutzgeist folgte die Wirtin mir unmittelbar.

Ein wüstes Geschrei, mit allen möglichen französischen Verwünschungen, Schimpfworten, Drohungen untermischt, empfing mich, ja, einer der Kerle, so recht ein kleines, miserables Geschöpf mit schiefen Beinen, krummem Rücken, erbsengelnem Gesicht und struppigem Haupthaar unter der schmutzigen Zipfelmütze, — ohne Zweifel der Dorfschneider — legte wiederholt seine Vogelflinte, die größer als der ganze Knirps war, auf mich an und schwur im Namen der glorreichen französischen Republik, daß wir erschossen, gehängt, gespießt und ich weiß nicht, was noch weiter werden sollten. Ohne auf dieses Geschwätz weiter zu hören, sagte ich mit ruhiger Stimme zu den Bauern: daß wir sechs Mann in ihrer Gewalt uns befänden, sei sicher, sie möchten aber wohl bedenken, was für Folgen es für ihr Dorf haben würde, wenn sie uns auch nur die mindeste Unbill zufügten. Der König von Preußen habe so viele Soldaten, daß es auf uns sechs Mann mehr oder minder nicht weiter für ihn ankäme; daß ihr ganzes Dorf aber niedergebrannt würde. Meine ruhige Rede verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Parteien gingen an sich zu teilen, eine lebhaftere Diskussion wurde über unser Schicksal, nach echt französischer Art mit vielem Geschrei und unnötigem Pathos geführt. Die resolute Wirtin trat sehr energisch auf unsere Seite, der blutdürstige Schneider ward zuletzt mit großer Majorität überstimmt und es ward beschlossen, daß der „Cure“ des Dorfes — bei den französischen Gebirgsbauern stets die höchste Autorität in allen Dingen — über uns entscheiden solle.

Dieser ward nun von einem Spaziergange zurückgeholt und trat zu uns. Er schien ein ganz vernünftiger Mann zu sein und ich teilte ihm meine Ansicht mit, was das Schicksal des Dorfes sein würde, wenn man uns nicht ungehindert weiter reisen ließe. Er sah deren Nichtigkeit vollkommen ein, befahl den Bauern, daß sie sich zerstreuen und uns weiterfahren lassen sollten, ja, setzte sich sogar zu unserm Schutze selbst mit auf unsern Wagen. Von der resoluten Wirtin nahm ich freundlichen Abschied, ja, gab ihr, da wir gerade allein in der Küche uns befanden, noch einen herzhaften Kuß auf ihre vollen roten Lippen.

„Monsieur le Cure“ hielt sein Versprechen und brachte uns ungefährdet in das nächste Dorf, wo er uns wieder einem Amtsbruder zur weiteren Beschützung übergab. So haben wir die Eskorte von drei verschiedenen Geistlichen genossen und erreichten glücklich Besoul. Wer in den französischen Dörfern die Pfarrer und Frauen für sich hat, der hat gewonnen, denn beide üben dort eine unbedingte Herrschaft aus.



Litterarische Charakterbilder.

Die neueste Strömung in der Litteratur kommt in der Forschung nach Zeichen der Geistesgestörttheit im Leben berühmter Dichter zum Ausdruck. Der renommierte Irrenarzt Dr. Dunkel-

geist stellt uns in Ergänzung des bereits vorliegenden wissenschaftlichen Materials noch folgende Charakterbilder zu Verfügung:

Lucidus Schmerbäuchlein, Dichter der weit und breit bekannten „Lieder eines Fettleibigen“, trug zu jeder Tageszeit ein brennendes Verlangen nach einer „Maß Frischen“, wie es auch seinen intimeren Freunden gar wohl bekannt war, daß sein Durst nicht zu löschen war. Der letztere Umstand liefert den untrüglichen Beweis der erblichen Belastung. Der Urgroßvater des Dichters Schmerbäuchlein war nämlich ein Bürstenbinder.

Thimotheus Mengstlich, der Verfasser des epochemachenden Werkes: „Dem Mutigen gehört die Welt“ machte stets der Gedanke zittern, von ungefähr für einen berühmten Mann gehalten zu werden. Dieser Zustand stellt sich ohne Zweifel als ein Folgeübel eines Unfalles dar; die Zeitgenossen des Mengstlich waren nämlich davon überzeugt, daß Mengstlich auf den Kopf gefallen ist.

Sehr schwer zu erklärende Erscheinungen bietet der Lebenslauf des politischen Schriftstellers Cajetan Dickhädel. Glaubwürdigen Ueberlieferungen zufolge soll derselbe nämlich manchmal so vernünftige Anschauungen gehabt haben, daß dieselben mit dem Unsinne, der in seinen Schriften niedergelegt erscheint, grelle Kontraste giebt. Ist auch das Wesen dieses psychischen Defektes noch nicht festgestellt, so ist immerhin auf die Erblichkeit ein Schluß zulässig, nachdem eingehendere Forschungen in der Familie des Dickhädel ergeben haben, daß ein Onkel mütterlicherseits einen lukrativen Handel mit Pferden betrieben hat, eine Bethätigung, bei welcher die Aufrichtigkeit keine wichtige Voraussetzung bildet.

Ein nicht minder interessantes Charakterbild hat schließlich die Forschung in dem Leben des Kritikers Jeremias Gutherz ergeben. Gutherz hat all sein Lebtag nur gelobt und sich dadurch einen unvergänglichen Ruf in der Geschichte der Litteratur erworben. Nur einmal und zwar knapp am Schlusse seines ruhmreichen Lebens hat er seine Feder in Galle getaucht, als er nämlich aufgefordert wurde, sein Urtheil über den Roman eines fünfjährigen Wunderkinds abzugeben. Dieses abnormale Vorkommnis bei Gutherz deutet auf den Ausbruch der akuten Anti-Dichteritis hin, welche schon längst den schwersten Formen der traurigen Verirrungen unserer Zeit beizuzählen ist. Der arme Gutherz! Er hat es sicherlich nicht geahnt, daß ein so trübe flackerndes Licht das Ende seines Lebensweges verfinstern würde!



De junge Punhahn.

In früheren Tieden, do passeerde dat wol, dat'n Amtmann siet is mal van de Buren beschenken leet — bestäken will wi just nich seggen — wo de Amtmann denn bi de Wegschau oder bi'n Prügelee oder so wat d'r her 'n baten dār de Finger keek un Gnade fār Recht ergahn leet. So meer oof is'n Bur in Zeerland, de disse Gnade faken nödig har un darum den Amtmann alle Jahr to sienen Geburtsdag 'n schönen fetten jungen Punhahn (Puter) schickde. Nu har he is mal 'n baten dämlichen Knecht, de man slecht wat bestellen kunn, de schull bitmal den Amtmann den Punhahn henbringen un he sä em düttlich vār, wat he darbi bestellen schull:

„Du gifst den Amtmann sulbens den Punhahn un nich stene Fro oder de Kälsche un seggst: „Goon Dag, Herr Amtmann! Wien Herr, de Bur Frerk Onnen, let vālmals grōten un he schickde hier den Herrn Amtmann oof'n

jungen Punhahn.“ Man wenn he van Drinkgeld nicks seggt, denn mußt Du 'r oof nicks van seggen.“

De Knecht gunk los un sä denn to'n Amtmann: „Goon Dag, Herr Punhahn, mien Herr, de Bur Frerk Onnen, let vālmals grōten un he schickde em hier of'n jungen Amtmann, un wenn Ji nicks van't Drinkgeld säen, denn schull ick'r oof nicks van seggen.“ „Süh.“ sä de Amtmann, „dat is jo schön, un grōt Diene Bur oof wedder un segg, ick har Di kien Drinkgeld geben, ick har seggt, Punhahns harren kien Geld, un darum schull de Bur Di 24 Grote geben bi'n Dahler Bräke,“ un Frerk Onnen, den de Geschichte vāl Spāß makde, geef den Knecht de 24 Grote.

Das kleinste Publikum.

In Königsberg i. Pr. befand sich das dortige Stadttheater lange unter der Leitung des Direktors Woltersdorf. Er hatte stets ein großes Personal, und um dieses zu beschäftigen, spielte er auf drei Bühnen.

Eine dieser Bühnen befand sich „Auf den Hufen“, außerhalb der Stadt selbst. An einem Sonntage im Winter wurde „Kabale und Liebe“ gegeben, das ganze Publikum bestand aus — einer Person. Trotzdem wurde gespielt. Die Schauspieler machten aber auf der Bühne den tollsten Unsin. Da erhob sich plötzlich der Zuhörer und sagte: „Wenn ich auch nur der alleinige Zuschauer bin, so haben Sie doch so zu spielen, wie es Ihnen vorgeschrieben.“

In demselben Augenblicke kam der überwachende Polizeibeamte, der hinter einem Pfeiler gesessen, auf ihn zu mit den Worten: „Da Sie die Vorstellung gestört haben, verhafte ich Sie.“ Zum größten Gaudium der Mitwirkenden mußte dann „das Publikum“ der: Weg zur Wache antreten, während die Schauspieler sofort die Vorstellung abbrachen.

Ein neuer Kalender.

Erster Student: Du, der wievielte ist denn heute?

Zweiter Student (in sein Portemonnaie blickend): Heute ist ungefähr der Zwanzigste!

Erster Student: Wozu siehst Du denn dazu in Dein Portemonnaie?

Zweiter Student: Ja, das ist mein Kalender. Es hat nämlich zwei Taschen. Vom 1. bis 10. ist rechts Gold und links Silber, vom 10. bis 20. ist rechts Silber und links nichts, vom 20. an ist rechts und links nichts.

Verkehrte Kunstanschauung.

Vor einem soeben ausgestellten Bilde stehen mehrere ältere Herren, sämtlich in das Studium des Bildes vertieft. Man hört nur einzelne Rufer, wie: Ah, das nenne ich gemalt! Ein tiefempfundenes Motiv! — Welch wunderbare Landschaft! — Endlich ein gelungenes Genrebildchen! — Diese Töne! — Das ist Natur! — Das ist Leben etc. Da kommt plötzlich ein Galeriedienstler herbei und sagt: „Entschuldigen Sie, meine Herrschaften, 'nen Momang, da hat ja einer 's Bild verkehrt aufgehängt!“ (Ritteriti.)

Zackischauslegung.

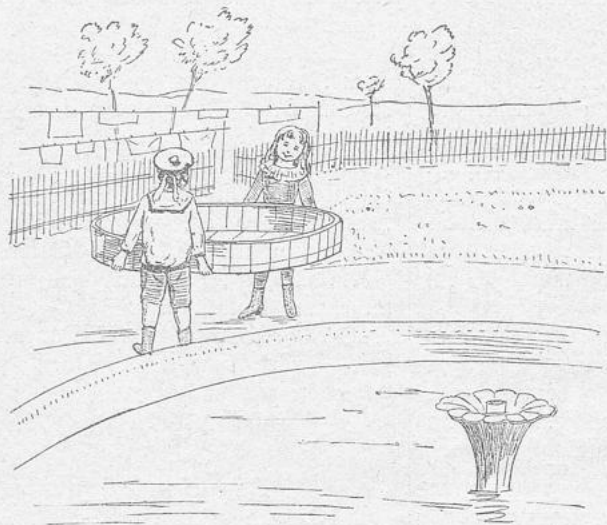
Lehrer: „Was für ein Redeteil ist das Wort „Ja“?“

Schülerin: „Ein Bindewort!“

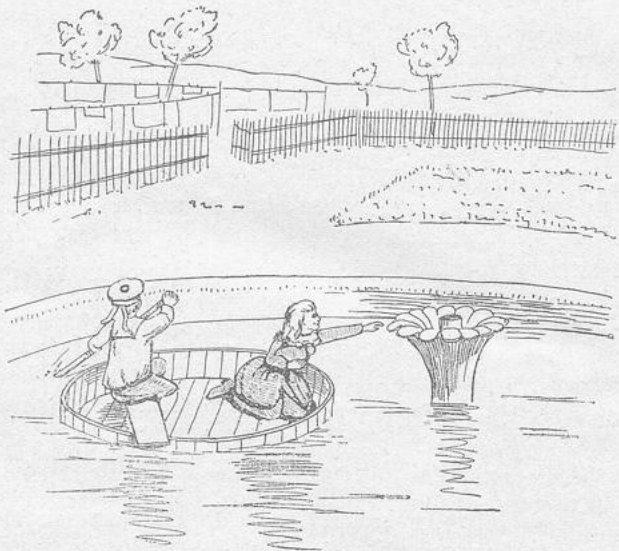
Lehrer: „Wieso?“

Schülerin: „Ich habe unlängst eine reizende Novelle gelesen, worin es u. a. heißt: Und durch das Wörtchen „Ja“ auf ewig verbunden.“

Der verhängnisvolle Springbrunnen und seine unerwartete Springkraft.



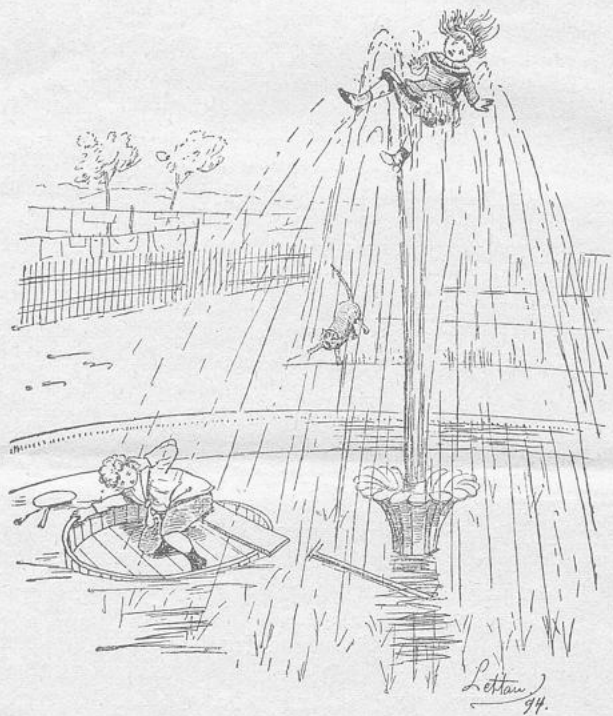
1.



2.



3.



4.

Blütenlese von Schwiegermutterwiken.

Tropfsteil im geplagten Schwiegerfähnis äwerreicht
von F. H.

III.

Schöner Wunsch. Alte Dame (ärgerlich): „Wenn doch endlich mal die Schwiegermütter aus den Witzblättern verschwinden wollten!“

Schwiegerjohn (brummend): „Meinetwegen könnten sie überhaupt verschwinden!“

Schwiegermutter-Ideal. „... Wie, Du sagst, in Deiner Schwiegermutter hättest Du Dein Ideal gefunden?“

„Jawohl. Auf die passen nämlich alle Wize, die bisher über Schwiegermütter gemacht wurden!“

Hoher Preis. A.: „Sie haben mir das Leben gerettet! Wie kann ich Ihnen dankbar sein?“

B.: „Heiraten Sie meine Schwiegermutter und verlegen Sie Ihren Wohnsitz nach Australien!“

Befehlshaberisch. Prinzipal (zum neu-engagierten Kommiss): „Ich sehe, Sie schreiben nach der neuen Orthographie, hier richtet sich alles nach der alten.“

Schwiegermutter (eintretend): „Jawohl, nach mir, merken Sie sich das!“

Zu gefährlich. Lebensversicherungsagent: „War das etwa Ihre Frau Schwiegermutter, mit der Sie sich soeben herumzankten?“

„Jawohl!“

„Ist die beständig bei Ihnen?“

„Allerdings!“

„Dann bedauere ich sehr, Ihren Lebensversicherungsantrag ablehnen zu müssen.“

Grob. Schwiegermutter: „Ich will mich für Sie photographieren lassen, Herr Schwiegerjohn; in welcher Kleidung sehen Sie mich am liebsten?“

Schwiegerjohn: „Am liebsten — — — in Reisefleibern!“

Au! A.: „Das Zeichen auf Ihrem Gesicht ist wohl ein Muttermal?“

B.: „Ne, aber ein Schwiegermuttermal.“

Opernfänger Brüllmann (die Partie des Gounod-„Faust“ einübend): „Satan herbei, Satan herbei!“

Seine Schwiegermutter: „Ich verbitte mir dergleichen Anzüglichkeiten!“

Ein Vorsichtiger.

Meierstein: „Was biste so aufgeregt, was haste gehabt?“

Cohnheim: „Dem Baron Mohrenthal, der mir hat betrogen um tausend Mark, hab' ich gesagt de Meinung. Ich habe ihn genannt an Betrüger, an Schwindler, an Lump!“

Meierstein: „Das haste gewagt und er hat Dich nich' geprügelt, er hat Dich nich' runtergeworfen de Treppe?“

Cohnheim: „Wie hat er gekonnt, hab' ich's ihm doch gesagt dorch's Telephon.“

Das Dilemma des Rekonvaleszenten.

Ach, das Schlimmste, was man kennt
Ist ein Rekonvaleszent!
Darum bring' mit Schmerzen hier
Ich mein Unglück zum Papier:

Weil ich schon seit länger'n Zeiten
Ausgeübt viel Schlechtigkeiten
Und durch viele schönen Thaten
Ein verderbt Gemüt verraten,
Beispielsweise kagelauert,
Auch beim Skatenspiel stark gemauert,
Die Gardinen gelb geraucht,
Zu viel Taschengeld verbraucht,
Ferner mich auch ließ verleiten,
Oft zu Redensartigkeiten
Gegen's weibliche Geschlecht,
Hat das Schicksal sich gerächt,
Und auf einem schönen Ball
Kam ich kläglich dann zu Fall.
Bei den Klängen eines Rhein-
Länders brach ich mir ein Bein.
Ich kam völlig sur les chies,
Kamen da zwei holde En-
Gels, die mich, den Sünderbraten,
Sorglich pflegen thuen thaten,
S' Weib ward meine Pflegerin
Und die liebe Schwägerin. —

O! Das sind famose Zeiten,
Wenn man von zwei Weiblichkeiten
Mild, doch streng und mit Bedacht,
Mal zum Menschen wird gemacht!

Wollte ich ein wenig essen,
Was mir schmeckte, klang's gemessen:
„Halt, es ist genug, mein Lieber!
Starkes Essen bringt leicht Fieber!“

Trank ich einen Tropfen Bieres,
Lönte ernst ins Ohr dann mir es:
„Halt, setz ab! Das thut nicht gut,
Denn es geht zu sehr ins Blut!“
Hatt' ich schlau durch Schmeichelwort
'Ne Zigarre mir erschnorrt,
Und lag in den ersten Zügen,
War auch aus schon das Vergnügen;
Weil von jeher schädlich schien
Allen Damen Nikotin,
Ernst und sorglich sprach dann Frauchen:
„Nun ist es genug mit Rauchen!“
Schwägerin gemessen sprach:
„Morgen ist ja auch ein Tag!“
Dessen war ich gar nicht froh;
Morgen war's ja ebenso. —
Häufig plagt ja, wie bekannt,
Mich ein Dämon, Durst genannt,
Und ich kühl die heiße schlaffe
Zunge fromm mir gern in Kaffee;
Huldvoll kriegt ich viele Male
Auch gereicht 'ne halbe Schale,
Bat ich mehr aus im Moment,
Rüstete man sich sehr ent-
Fragte, ob ich werden wollt'
Denn ein Kaffeetrunkbold.

Und auf Betten, Sopha, Stühlen,
Drückt' ich mich mit Zorngefühlen.
Doch man sah in kurzer Frist,
Wie beschränkt so'n Mann doch ist!
Nämlich vorwärts unterdeß
Schritt ganz flott der Heilprozeß,
Und die Damen fein und schlau,
Wissen dieses ganz genau,
Daß man zur Erkenntnis kommt:
„Nur ein Weib weiß was uns frommt!“
Dieses sag' ich frohgemut,
Denn ihr Rat bekam mir gut.

Das gebildete Blumenmädchen.



— O, diese Männer, sie dichten über Rosen, doch kaufen will sie keiner, da halt ich lieber
Apfel feil; denn Goethe sagt ja schon: Ueber Rosen läßt sich dichten, in die Äpfel muß man beißen.

Doch ein And'res sag' ich auch,
Leises mit Behmut Hauch:
„Gegen eines Weibes List
Stets ein Mann verloren ist.“

Nämlich nach zwei Wochen, und
Ich war wieder ganz gesund.
Weil es aber Pflicht auf Erden
Ist, durch Schaden klug zu werden,
Dacht' ich: „Du wirst nie im Leben
Dich aufs Glatteis mehr begeben,
Und sogar das kleinste Tänzchen,
Sei's auf Bällen, sei's auf Kränzchen,
Meidest Du mit Angstlichkeit,
Dann gewinnst Du schöne Zeit
Zu dem Stat und andern Sachen
Die Dir mehr Vergnügen machen.
Kam mein Weibchen dann gegangen,
Wollt' vom Ballbesuch anfangen,
Ich dann also leidend sprach:
„Kind, das Bein das ist noch schwach!“
Und das ich mich also gänz-
lich auf Rekonvaleszenz
Stützte gegen's Weibchen mein,
Dieses sollt' mein Unglück sein.

Weil im Tanz weiblicherseits
Stets man fand zu großen Reiz,
Kamen schon nach wenig Tagen
Teils zu Fuß und teils zu Wagen
Basen, Schwestern, Nichten, Tanten,
Manche, die wir kaum noch kannten,
Alle klagten sie mit Ach!
Ueber mein groß Ungemach;
Daß die Heilung doch so schwierig
Und so lang- und doch so wierig,
Daß dabei die arme Frau
Schließlich auch noch ganz versau:
Ergo und daß ich mich sehr
Schonen müßte, um so mehr.
Dann ward im Familienrate
Unter Vorsitz einer Pathe
Eines schönen abends spät
Festgestellt mir die Diät;
Täglich eine Flasche Bier,
Hell, wie man es brauet hier,

'Ne Zigarre, hell und licht,
Die man für fünf Pfennig kriegt,
Und vor Allem sei zu meiden
Streng das Spiel bei meinem Leiden,
Starker Kaffee sei sehr schädlich,
Suppen seien aber rätlich,
Und was stets noch Wunder thue,
Das sei Ruhe, Ruhe, Ruhe!

So nach dem Rezept zu leben,
Mußt' mein Ehrenwort ich geben,
Und hab' schon nach ein paar Tagen
Diese Qualen still ertragen.
Doch nun wird's zu viel der Pein,
Und ich frag' den Leser mein:
Soll ich noch einmal im Leben
Auf das Glatteis mich begeben?
Leb' ich länger so als Hund —
Oder werd' ich schnell gesund?



Der grobe Wirt.

A: „Höre, Schwager, ich bin ganz pass über
Dein Kiefenglück: den ganzen Tag bis Mitter-
nacht sind Deine Gaststuben überfüllt und doch
bist Du bohnenstrohgroß gegen Deine Gäste!“

B: „Alles Geschäftspolitik, mein Lieber!
Eben weil ich so grob gegen meine Gäste bin,
bilden sie sich ein, meine Speisen und Getränke
müßten viel besser sein, als anderswo!“



Im Eifer.

Richter (zum Angeklagten): „Warum nahmen
Sie nur das vorhandene Bargeld und ließen
den Korb mit dem Silberzeug stehen? ... Weil
er Ihnen zu schwer war! (wütend) Schämen
Sie sich, Sie arbeitscheues Subjekt!“



Ballfiguren.

Seht Ihr dort, dem Ausgang nah,
Stehen junge Leute da,
Und mit nimmermüden Händen
Reichen sie die Damenspenden,
Machen Bückling ohne Zahl
Und durchheilen dann den Saal:
Wedelnd mit dem Schwalbenschwanz,
Regulieren sie den Tanz,
Wer sie sieht mit ihren Schleifen,
Wird es wohl sofort begreifen:
„Die Herr'n, die ich da seh',
Sind das Comité.“

Seht Ihr dort auf jener Insel,
Wie mit kläglichem Gewinsel
Und noch anderen Sprachgebreden
Herren zu einander sprechen —
Das Monocle fest im Auge —
Daß der Tanz so gar nichts taue.
„Ach, fürwahr, ist nur ein Vaster,
Lieber trete noch das Pflaster.“
„Geh'n mir ins Café Mikado
Oder gar in's Eldorado.“
Jeder sagt's: „Das ist fürwahr
Die — Sigerljhaar.“

Seht Ihr dort die Mädchen wispeln,
Hinter'm Fächer leise kispeln,
Augen glänzen freudig helle,
Tanzen möchten's auf der Stelle.
Tanzen, ach, das ist so prächtig,
In den Füßchen zuckt es mächtig,
Raum beherrschen sie die Glieder,
Herzchen schlägt so unterm Nieder:
Käm' der Otto doch, der Franz,
Abzuholen mich zum Tanz.“
Wer da sieht, der denkt sich gleich:
A ha — der Bäckfischeich!“

Wichtige Schätzung.

Dame: Das ist ein Bild meiner Tochter,
als sie vierzehn Lenze zählte.
Gek: Ach! Für damalige Zeit ganz
hübsches Mädel!

Beim Eintritt in den Konzertsaal.

— Das ist aber ärgerlich, daß ich meinen
Ueberrock nicht mitgenommen habe!
— Warum denn?
— Na, lies einmal Da steht doch: Es wird
dringend ersucht, die Ueberkleider in der Garderobe
abzugeben!

Liebe zum Beruf.

Hausknecht: „Herr Wirt, mich freut's bei
Ihnen nicht länger.“
Wirt: „Na, warum denn nicht?“
Hausknecht: „Setzt bin ich schon acht Tag'
bei Ihnen, und 's ist noch nicht an anziges
Mal g'rauft worden!“

Ein Aspirant auf die Unsterblichkeit.

Bibliothekar: Bitte hier ist der neueste
Band von Brockhaus!
Dichtering: Muß doch mal nachsehen, ob
schon was weiß von meinem letzten Meisterwerke!

Monolog eines Seiratslustigen.

Die Liebe allein thut's nicht, man muß auch
auf eine anständige Mitgift rechnen können.

Neugierde.

Führer: An dieser Stelle hat im vorigen
Monat ein Bergsturz stattgefunden . . .
Bäckfisch: Bitte, wann findet der nächste statt?

Prüfung aus der Geschichte.

Lehrer: Nun, Sächselein, weißt Du vielleicht,
was die Franzosen nach der Schlacht bei Weißen-
burg gethan haben?
Schüler: Antifischlich jeärgert haben sie sich.

Vorsorglich.

Dame: Warum beschreiben Sie das Brief-
papier nur auf einer Seite?
Verkommenes Genie: Ich will dem Drucker
in die Hand arbeiten, dem einmal der Druck
meines Briefwechsels anvertraut wird.

Reichslaterne.



Von der Heiligkeit des Privat-
eigentums. Ein Grundbesitzer, auf dessen Acker
wiederholt die Geschosse eines benachbarten
Militär-Schießplatzes flogen, hatte gegen
den Reichs-Militärfiskus die Besitzstörungs-
klage angestrengt unter der Begründung, daß
er durch die bestehende Gefahr an der freien
Bewirtschaftung und Benutzung der
Acker behindert worden sei. Der Kläger
hat auch in der obersten Instanz obgesiegt.
In dem „Jurist. Wchbl.“ mitgeteilten Erkenntnis
des 5. Zivilsenats des Reichsgerichts heißt es u. a.:
„Wenn die Revision des Militärfiskus sich
darauf beruft, daß die Schießübungen militärisch
notwendig seien, daß dabei das Ueberfliegen
von Geschossen immer vorkommen könne, ohne
daß sich Vorkehrungen dagegen treffen ließen
und daß deshalb die Bekanntmachung an die
beteiligten Aemter erlassen sei, welche die Zeit
des Schießens, die Schußrichtung und die ge-
troffenen Sicherungsmaßregeln angebe und das
Publikum vor unvorsichtiger Annäherung warne,
so wird damit die Tatsache, daß durch die Schieß-
übungen der ruhige Besitz des Klägers
gestört wird, nicht beseitigt. Der Ein-
wand würde also nur zu beachten sein, wenn
ein Recht der Staatsgewalt, speziell der Militär-
gewalt zu dieser Besitzstörung, etwa nach vor-
gängiger Anündigung und Verwarnung bestände.
Ein solches Recht zum Eingriff in den
Privatbesitz im staatlichen Interesse
besteht aber nicht allgemein, sondern nur
insoweit, als es durch besondere Gesetze begründet
ist und daß ein solches Gesetz dem beklagten
Reichs-Militärfiskus zur Seite stehe, ist nicht
dargethan und nicht ersichtlich. Insbesondere
bilden weder die Schießübungen noch die erlassene
Verwarnung eine nach dem Gesetze vom 11. Mai
1842 zu beurteilende polizeiliche Verfügung, wie
es etwa die Abspernung der an den Schieß-
platz grenzenden Acker sein würde, noch auch
liegt ein Fall der Amwendbarkeit der §§ 11 ff.
des Gesetzes vom 13. Februar 1875 vor; es
läßt sich endlich auch nicht mit Grund behaupten,
daß die Anordnungen der Militärbehörden in
Friedenszeiten nach dieser Richtung
einer anderen Beurteilung unterliegen,

als die Anordnungen anderer Staats-
behörden.“

Es ist daher allen Grundbesitzern und Inter-
essenten, die sich durch ähnliche Störungen
militärischer Herkunft belästigt oder geschädigt
fühlen, dringend zu raten, den Klageweg zu be-
schreiten, bei dem sie, wie das Reichsgerichts-
erkenntnis zeigt, zu ihrem Rechte kommen werden.

Der Kanzelparagraph in der
Praxis. Nach § 130a des Strafgesetzbuches soll ein Geistlicher „Angelegenheiten des Staates“ nicht in der Kirche vor mehreren auf eine den öffentlichen Frieden gefährdende Weise zum Gegenstande einer Verkündigung oder Erörterung machen. Ein katholischer Pfarrer hatte die nach seiner Auffassung verwerfliche Abstimmung derjenigen Wähler seiner Pfarrgemeinde, welche bei der vorangegangenen Landtagswahl nicht für den Zentrums kandidaten gestimmt hatten, einer abfälligen Beurteilung unterzogen und die betreffender Wähler als Männer ohne Charakter gekennzeichnet. Er war deshalb auf Grund des § 130a verurteilt worden. Die Revision bestritt, daß der Angeklagte eine „Angelegenheit des Staates“ zum Gegenstande der Erörterung gemacht habe. Das Reichsgericht hat in einem im 27. Bande der Entscheidungen veröffentlichten Erkenntnis einen entgegengesetzten Standpunkt eingenommen und diesen wie folgt begründet: Der dem Staat obliegende Schutz ist nicht, wie die Revision glaubt, auf diejenigen Fälle beschränkt, in welchen zufolge der vorgefallenen Bedrückungen oder Beeinflussungen die Gültigkeit der vorgenommenen Wahl in Frage gestellt ist. Denn das Wahlverfahren wird nicht erst eine Angelegenheit des Staates, wenn derartige Verstöße gegen dasselbe erfolgen, sondern es bildet in seiner rechtlichen Gesamtheit von Beginn bis zur Beendigung der Wahl eine durch die Normen des öffentlichen Rechts geordnete staatliche Angelegenheit. Die Kritik des Angeklagten konnte nun zwar keine Rückwirkung auf den Ausfall des bereits beendigten Wahlverfahrens haben. Das Urteil stellt aber in tatsächlicher Beziehung fest, daß der Angeklagte, indem er das Ergebnis der Wahl in der angegebenen Weise einer Kritik unterzog, in die Freiheit der Wahlausübung selbst eingegriffen habe, da zufolge der Kundgebung die von ihr betroffenen Wähler befürchten mußten, bei Wiederkehr einer Wahl von geweihter Stätte aus abermals der Mißachtung ihrer Mitbürger preisgegeben zu werden. Diese Auslegung der vom Angeklagten zur Kritik gebrauchten Worte fällt in das Gebiet der tatsächlichen Feststellungen und ist mit der Revision nicht anfechtbar. — Es bleibt deshalb bei der Verurteilung.

Wegen Majestätsbeleidigung sind im Jahre 1894 nicht weniger als 622 Personen verurteilt worden; davon waren elf noch nicht 18 Jahre alt. Die Zahl der Verurteilungen wegen dieses Vergehens war gestiegen von 483 im Jahre 1889 auf 591 im Jahre 1893. Im Jahre 1895 dürfte das Tausend voll geworden sein.

Gegen 25000 Fernsprech-Anschlüsse besitzt Berlin. In Paris beziffert sich ihre Zahl auf 10000.

Der Herr Patron. Der „Frankf. Ztg.“ wird aus Marburg vom 6. d. Mts. geschrieben: Der Lehrer eines benachbarten Ortes verließ am Nachmittag des Heiligabend das Schulhaus und

verschloß Wohnstube und Schulsaal. Der Patron der Schule, ein Rittergutsbesitzer, gedachte am selbigen Abend für die Kinder seiner Tagelöhner im Schulsaal einen Christbaum anzuzünden. Als man die Thür verschlossen fand, wurde sie gewaltsam geöffnet und mit den Zurüstungen begonnen. Abends kehrte der Lehrer, der von dem Vorhaben nicht in Kenntnis gesetzt war, heim und fand dort die „Bescherung“. Er machte der Frau des Patrons Vorstellungen über das unberechtigte Eindringen in verschlossene Räume. Empört läßt die Frau Rittergutsbesitzer ihren Mann holen. Der erscheint in Gesellschaft eines Freundes und prügelt — am Abend des Christfestes — den Lehrer in seiner Wohnung so lange durch, bis der Freund das Opfer von dem Patron befreit. Der Patron behauptet, in seinem Recht zu sein, weil das Schulhaus sein Eigentum sei. Der Mann spielt übrigens in Kreise eine bedeutende Rolle. Die Regierung ist von beiden Seiten über den Vorfall in Kenntnis gesetzt worden.

* * *

Wieder einer. In Kork bei Kehl wurde der Vorstand der Anstalt für Epileptiker, ein evangelischer Geistlicher, wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit, das sich gegen ein in der Anstalt als Kranke befindliches Mädchen richtete, verhaftet.

* * *

Wer hat den Getreidehandel in der Welt in Händen? Das sagen uns die Namen der am 20. internationalen Staatenmarkt in Wien beteiligten Groß-Getreidehändler. Es waren in Oesterreich: Moriz Leimtauf, Preußen: Wertheim, Schlesien: Gustav Kapisch, Schleswig-Holstein: Ign. Friedländer, Hessen-Nassau: Simon, Pfalz: Nathan Kaufmann, Baden: Louis Hirsch, Belgien: Moriz Groß, Frankreich: David Winter, Ober-Italien: Alfred Cohn, Rußland: Rubinstein und Salomon Femberg, — Juden, Juden, lauter Juden! Und dieser Juden halber soll der Bauer zu Grunde gehen.

(Vair. Vaterl.)

* * *

Die ungeschickte auswärtige Politik, deren sich das konservative englische Kabinett in den letzten Monaten schuldig macht, und die kriegerischen Großsprecherien, die in der konservativen englischen Presse die Mißgriffe der konservativen Regierung begleiten, werden jetzt selbst einigen Londoner Blättern zum Gespött. Das „Daily Chronicle“ schreibt nicht übel:

„Worte sind bereits auf unserer Seite geäußert worden, die man nur als alberne Narrheit bezeichnen kann und die von allen Vernünftigen als solche behandelt werden sollten. Nur ein Thor spielt in dieser Stunde mit Sprengbomben. Ebenso thöricht ist die aufgeblasene Ruhmrederei, die militärische Prahlerei, die in vielen Fällen nichts als eine feigherzige und klägliche Gesinnung verdecken muß.“

Wochenbericht

unseres politischen Mitarbeiters

Dr. Schnüffler.

„Der Berg kreiste und gebar eine Maus.“ Dies Wort findet Anwendung auf den Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches. Viele Jahre hat die Arbeit an diesem Werke gedauert, bereits vor mehreren Jahren bestand dasselbe nicht einer wissenschaftlichen Kritik, und jetzt kann auch die vorgenommene teilweise Umarbeitung des Entwurfs den zeitgemäßen Anforderungen des

deutschen Volkes nicht genügen. Wir wollen ein deutsches Recht und kein römisches, wir verlangen gleichen Schutz für Arm und Reich, Niedrig und Hoch, Frauen und Männer; alles dies aber wird leider zu sehr in diesem Entwurfe vermißt und es darf mit Recht bezweifelt werden, ob derselbe der Ausgangspunkt zu dem neu zu erstrebenden deutschen Rechte werden wird. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird keine Einigung zwischen Reichsregierung und Reichstag erreicht werden und wir werden das neue bürgerliche Gesetz noch nicht erhalten; allein besser vorläufig noch keins, als ein von vorne herein mangelhaftes, welches dem Geiste des deutschen Volkes nicht entspricht. Wie verfehlt unvollkommene Gesetze sind, davon haben wir leider viele Beispiele an den Gesetzen, welche aus der Gesetzfabrik des deutschen Reiches, genannt Reichstag, hervorgegangen sind. Diese Gesetze sind Fabrikate der sog. liberalen Parteien, sagen wir lieber kurz: der Diener und Anbeter des goldenen Kalbes, denn sie sind gemacht zum Schutze des Groß-Kapitals auf Kosten des Mittelstandes. Wie wäre es, um nur ein Beispiel zu nennen, sonst möglich, daß Kaufleute ein Lager von Waren bis zum Werte von vielen Hunderttausend Mark zusammen kaufen und diese selben Waren sofort zu den niedrigsten Schleuderpreisen an Großhändler, genannt Kommerzien- und Geheim-Kommerzienräte, „verhauen“ können, daß der Staatsanwalt diese Schwindler — weder den Verkäufer noch den Käufer dieser „Wanderlager“ im übelsten Sinne des Wortes — trotz Antrags der Geschädigten nicht strafrechtlich verfolgt, sondern dem Buchstaben des Gesetzes gemäß mit der Verfolgung solcher Spitzbuben so lange warten muß, bis nach allen Regeln des Gesetzes der Konkurs über das Vermögen des fraglichen Spitzbuben erkannt ist, bis wohin aber letzterer längst Zeit gefunden hat, mit seinem Raube zu verduften, so daß der Arm der deutschen Gerechtigkeit diesen Schuft nicht mehr erreichen kann und letzterer von seinem Raube ein behagliches Leben führt, während die Betroffenen in Konkurs geraten, um vielleicht lebenslang arme Leute zu bleiben. Diese geramschten Waren aber gehen an die bekannten Detaillisten, welche durch „günstige Gelegenheitskäufe“ in der Lage sind, die schönsten Sachen „durchaus unter Preis“ unter das Volk zu bringen, wodurch wiederum andere Geschäfte, nämlich solche, denen solche „saine Quellen“ nicht zu Gebote stehen, zugrunde gerichtet werden. Durch solche Betrügereien im großen Stile geht im deutschen Handel jährlich mehr Kapital verloren, das will sagen in die Hände der Groß-Spitzbuben, die auf Gummirädern fahren, als die Militärlasten des deutschen Reiches betragen.

Wie mangelhaft das Strafgesetz angesichts der Verbrechen ist, welche wider Leib und Leben der deutschen Bürger oder der Personen, welche unter dem Schutze (!) der deutschen Gesetze leben, begangen werden, dies beweisen die Fälle Reiff und Wehlau. Wer Tiere quält wie diese Herren die Neger in den deutschen „Schutz“-Gebieten quälten, wird mit Gefängnis bestraft — nach menschlichem Gefühle verdient er es wenigstens — wer in so scheußlicher Weise arme mehrlose Neger, zu deren Schutz er da ist, in unmenschlicher Weise brutal mißhandelt, wird mit 500 Mark Geldstrafe belegt. Wo bleibt die Achtung vor Recht und Gerechtigkeit, vor Gesetz und Recht! — Darum besser, kein neues bürgerliches Gesetzbuch, als ein schlechtes, was ähnliche traurige Rechtsverhältnisse herauf beschwören würde, als das „Strafgesetzbuch des deutschen Reiches“ und ähnliche andere deutsche Gesetze.

Hochachtungsvoll

Dr. Schnüffler.



Heini: Na, heft'e Di de Bibel korrens 'n bäten genauer ankäfen?

Fidi: Jck bin'r al stiedig mit togange wäfen, man ick bin'r doch noch nich so wiet mit kafen, as ick eegentliel wull.

Heini: Denn schnack wi awer disse Sale is'n annermal. Man vandage segg mi is, Fidi, wat heet manifesteeren un wat is'n Manifestationseed? Du bist jo 'n seebefahren Mann un väterwegen in de Welt herumkafen, dai Du dat wol wäten warst.

Fidi: Manifesteeren heet apenbaren, kund dohn, un sowat mehr; 'n Manifestationseed is also 'n Ged, in dem man etwas apenbart, he heet darum ook wol Apenbarungsseed, un de ward hauptsächlich afleistet, wenn'n Mann versäkern will, dat he kien Vermägen in Besitz het.

Heini: So, nu verstah ick, so dat se em also nich pannen kânt un darum de Kläger van em kien Geld kriegen kann.

Fidi: Jawol! Man wo kummt Du darup; heft Du't viellicht mit so'n Keerl to dohn?

Heini: Nâ, gottlof nich; man ick hef'n goden Frund, de mit so'n Keerl böje ankummt.

Fidi: Woso dat?

Heini: Ja süh! De gode Frund wurd bäen van'n Mann, mit den he lange in geschäftliche Verbindung stahn har, he mug em up'n litje Tietlant 3000 Mark lehen, de he, wiel he 'n Handel, den he affslaten har, nich utföhren kann, as Keugelb bezahlen muß. Wien Frund, 'n goimödigen Minsch, lehnt den Keerl dat Geld, un nu he't wedder hebben will, seggt de Keerl, he het nicks un het dat vör Gericht manifestert, dat heet also, beschwären, dat he nicks het.

Fidi: So, denn is de Keerl woll unner Froens Noek krapen.

Heini: Wat heet dat?

Fidi: Denn het he wol vör Gericht erkärt, dat se in getrennde Gödder läßt, un dat dat Vermägen, wat se hebt, allens de Fro tohört, so dat se den Mann nicks nehmen kânt.

Heini: Wat Du seggst! Man dat is jo gemeen!

Fidi: Ja, wat is nich all gemeen! De Gesetzen sund eenmal so, darum mut man bi Lüe, deren Verhältnisse man nich genau kennt, värsichtig wäfen un sück erst erkundigen, ehe 'm'r sück mit afgift, am besten is't, man lett se jummer beide unnerschriemen, denn het'm se an de Liene un denn kânt se een nich bedregen.

Heini: Is dar denn nicks bi to maken?

Fidi: Dat kann man so ut'n Kopp nich wäten. Nich mehr as Recht weer't awers, dat't jummer vant't Gericht öffentliel bekannt maft wurd, wen'n Keerl so'n Ged leistet har, dat'r sück anner Lüe vör wahren kunnen.

Heini: So'n Gesetz is'r noch nich?

Fidi: Wat wull't wol! De Gesetzen nehmt de Spitzbuben un Bedregers noch väl to väl in Schutz.

Heini: Dat schient'r na!

Kritik des Unbewußten.

Dichter: „Haben gnädige Frau an meinem neuesten Bande Gedichte Gefallen gefunden?“

Dame: „O, gewiß! Besonders an der — Buchbinderarbeit.“

Sauspruch.

Ein guter Ehemann ist die gehorchende Macht im Hause.

Amateur unter allen Umständen.

Richter: „Sie waren Augenzeuge der Kauferei beim „Dchsen“? Erzählen Sie, was Sie gesehen haben.“

Amateur-Photograph: „Nicht nötig! Hier habe ich Moment-Aufnahmen von der Kauferei!“

Besser gesagt.

„Da les' ich gerade, daß der Müller und Fräulein Schulze miteinander die Ehe eingegangen sind.“

„Eingegangen ist eigentlich der Müller allein bei der Geschicht.“

Einst hat man aus Liebe den Verstand verloren, jetzt verliert man aus Verstand die Liebe.

Preis 40 Pf. die 4 gespaltene Petitzeile.

Anzeigen.

Alle Annoncen-Expeditionen nehmen Aufträge entgegen.

Königl. Höch. Landeslotterie

100 000 Loose, darunter 50 000 Gewinne im Betrage von Mt. 500 000, 300 000, 200 000, 150 000, 100 000, 60 000 u. c. Ziehungen vom Juli bis November. **Sauptziehung** vom 4. bis inkl. 25. November und empfiehlt Original-Lose zum Planpreise von Mt. 220 für 1/1, Mt. 110. — für 1/2, Mt. 44. — für 1/6, Mt. 22. — für 1/10 durch alle Klassen,

die concessionirte Collection von **Otto Wulff, Oldenburg i. Gr.**

Mein Magazin für Haus- und Küchen-Geräte

bietet die größte Auswahl in emaillirten Kochgeschirren, Wasch-, Wring- u. Mangelmaschinen, Fleischhack- u. Wurstopfmaschinen, Plätt-eisen, Holzwaaren, Matten und Bürstenwaaren u. c. u. nur guter Waare zu realen Preisen.

Ferner halte **größtes Lager Oldenburgs in Wasch- und Viehfutterkesseln**

mit rohen und emaillirten Einsatzeffeln von 25—300 Liter Inhalt und empfehle solche zu Fabrikpreisen, auch habe stets großen Vorrath in eisernen

Oefen und Sparherden neuester bester Construction.

Oldenburg, **J. G. Ahlrichs.** gegenüber dem Rathhause. Markt Nr. 2.



Ernst Hüffler & Co.,

Zigarrenmanufaktur,

Contor Altona b. Hamburg, Papenstrasse 35. Fabrik Hamburg.

haben folgende ff. Zigarrenmarken zu ermäßigten Preisen zum Verkauf gestellt, um mit dem Lager zu räumen:

50 000 Sumatra-Zigarren „Irma“ 100 St. M. 4,25 gerade Façon, beliebte Marke.

30 000 Brasil-Zigarren „Favor“ 100 St. M. 5,— gerade Façon, bevorzugte Zigarren.

25 000 Sumatra-Brasil-Zigarren „Irene“ 100 Stück M. 6,—

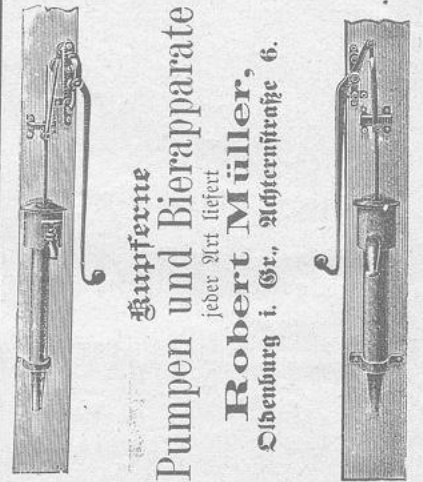
moderne Façon, angenehm wohlschmeckend.

Preise verstehen sich franko in ganz Deutschland gegen vorherige Kasse oder Nachnahme des Betrags zuzüglich der Nachnahmespesen.

Günstige Offerte für Wiederverkäufer, Händler und Restaurateure.

Adresse für Geld- oder Werbestellungen: Ernst Hüffler, Altona, Papenstr. 35.

Briefe und Anfragen unter Bezugnahme auf diese Zeitung an unser Contor erbeten.



Pumpen und Bierapparate jeder Art liefert **Robert Müller,** Oldenburg i. Gr., Alsterstraße 6.

F. BÜTTNER'S BUCHDRUCKEREI

Oldenburg i. Gr.

empfiehlt sich zur Anfertigung von Drucksachen jeder Art.

Ferschllossen versendet das 6. u. d 7. Buch Moses gegen Einzahlung des Betrages von 4 Mark oder Nachnahme. **C. Müller, Oldenburg, Langestr. 34.**

Familien und Lesecircle, Bibliotheken, Hotels, Cafés und Restaurationen.

Einladung zum Abonnement auf die

Illustrierte Zeitung

Jeden Sonnabend eine Nummer von 24 Folioseiten.

Mit jährlich über 1000 Original-Abbildungen. Probe-Nummer gratis und franco.

Abonnements-Preis vierteljährlich 7 Mark. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Leipzig und Berlin

Expedition der Illustrierten Zeitung J. J. Weber

Torf.

Empfehle guten **Back- und Grabetorf,** bester Sorte.

G. Sanders, Petersfehn.

Telephon-Anschluß 86.

Grösste Auswahl.

Reelle und billigste Bezugsquelle für

Tuche u. Buckskins bei

Hillje & Köhne

Oldenburg i. Gr.

23. Langestrasse 23.

Muster franco.

Julius Telge

Maschinenfabrik, Metallgiesserei, Kesselschmiede Oldenburg i. Gr.

Höchste Auszeichnungen auf der Ausstellung Norden für Dampfmaschinen, elect. Anlagen etc.

Landwirthschaftliche Maschinen

als:

Göpel, Stiften-Breitrechmaschinen, Häckselmaschinen, Pflüge, Reinigungsmaschinen, Düngerstreuer, Rübenschneider, Quetschmaschinen.

Preise billigst, Leistung vorzüglich, Lieferung schnell, prompt.